

„Ein neues, wunderbares Gefühl“

VON JOSEF JOFFE

Die Paraden sind vorbei; zelebriert wurde, wie George Bush notierte, „ein neues, wunderbares Gefühl in Amerika“. Was aber gedenkt der Sieger nun zu tun? Vorweg eine Bestandsaufnahme. Die USA befinden sich heute in einer Situation, die an 1945 erinnert. Unbestreitbar ist, daß Amerika wie damals die „Nummer 1“ in der Weltpolitik ist: nicht nur die größte Wirtschafts- und Militärmacht, sondern auch diplomatisch und kulturell-ideologisch das Land mit den den meisten Chips und Trümpfen.

Der sowjetische Gegenspieler im Vierzigjährigen Krieg, auch der „Kalte“ genannt, wird bis zum nächsten Jahrtausend bleiben, was Helmut Schmidt einst ein „Obervolta mit Atombomben“ genannt hat: eine militärische Supermacht, die nach wie vor die ganze Welt in Schutt und Asche legen kann, aber eine, die vom Zerfall und Niedergang bedroht und deshalb nur bedingt handlungsfähig ist. Und die beiden Supermachtanwärter – Japan und Deutschland/EG – haben just in den Monaten des Golfkrieges den Machtphilosophen Machiavelli bestätigt: Reichtum allein reicht nicht.

Um zu einem Akteur in der Weltpolitik zu avancieren, braucht man mehr: weltumspannende Interessen, ein Militärpotential, das sich – wie's im Strategiejargon heißt – „projizieren“ läßt, und vor allem ein Selbstverständnis, das Macht nicht von vornherein als etwas Widerwärtiges betrachtet, sondern als Instrument, das sowohl zum Guten wie zum Bösen verwendet werden kann. Japan befindet sich noch im Verpuppungszustand; derweil es fleißig und leise an seinem Militärarsenal baut, scheint Tokio noch damit zufrieden zu sein, seine Siegeszüge auf der wirtschaftlichen Landkarte abzustecken. Und Europa? Als im Gefolge des 2. Augusts „Handlungsbedarf“ angesagt war, zerfiel das „Neue Europa“ rasch in seine alten Bestandteile: hier die traditionellen Großmächte England und Frankreich, die nach wie vor Gewalt als letztes Mittel der Politik akzeptieren, dort die Bundesrepublik, deren historische Erinnerungen derlei geradezu reflexhaft verboten. Japan und Europa sind wirtschaftliche Rivalen Amerikas; in der „Großen Politik“ sind sie noch immer Azubis.

Mag sein, daß Amerika sich den Golfkrieg nur leisten konnte, indem es mit dem Hut in der Hand bei den Reichen dieser Welt anklopfte. Nur darf das nicht den Blick auf die realen Machtverhältnisse verstellen: Echte Bettler kriegen bestenfalls Almosen, nicht zweistellige Milliardensummen. Wahrlich mächtig ist, wer so leicht so viel „abrufen“ kann. Doch hat diese Macht ihren Preis, der immer mehr hervortreten wird, wenn erst der letzte Konfetti-Haufen weggefegt worden ist. Denn es ist weder bequem noch einfach, auf der Spitze der weltpolitischen Machtpyramide zu sitzen.

So mancher Washingtoner Kommentator spricht bereits frohgemut von einer „unipolaren“ Welt, in der Amerika nicht nur die erste Geige spielt, sondern auch noch das ganze Orchester dirigiert. Ob sie auch bedacht haben, was damit künftig auf die USA zukommt? Gibt's Streit auf der Bühne, muß Washington schlichten. Spielt jemand nach eigenen Noten, muß der Störenfried diszipliniert werden. Überdies: Wer anschafft, muß auch zahlen. Zwar genießt Amerika seinen Sieg, aber den Weltpolizisten spielen? Die Zahlen sprechen beredte Worte: Hatten die USA bislang im Durchschnitt 7 Prozent ihres Bruttosozialprodukts fürs Militär ausgegeben, so werden es zur Mitte des Jahrzehnts nur 3,8 Prozent sein. Eine bewegliche Reserve von einer halben Million – die wird es dann nicht mehr geben.

Andererseits: Im Repertoire stehen nicht unbedingt endlose Neuauflagen des Golfkrieges. Saddam ist gezüchtigt, Nachahmäter werden demnächst vorsichtiger kalkulieren. Nach Ende des Kalten Krieges stehen vorweg Probleme auf dem Programm, denen mit Waffengewalt nicht beizukommen ist. Kann man Flüchtlingsströme mit Kartätschen aufhalten? Gewehre nützen auch herzlich wenig gegen eine explodierende Weltbevölkerung oder wachsende Handelsmauern. Manche Probleme – wie die vielfachen Verknötungen im Nahen Osten – schwären vor sich hin, ohne erkennbare Lösungen. Andere – wie die Verbreitung von ABC-Waffen und Raketen – können nur multilateral angepackt werden. Denn: Leistet nur ein Land Exportverzicht, werden die Konkurrenten um so fleißiger verkaufen.

Das Fazit? Amerika mag zwar die „Nummer eins“ sein, aber anders als nach 1945 kann die Welt nicht neu erschaffen werden. Einfluß heißt heute diplomatisches Geschick, das beharrliche Bohren jener „dicken Bretter“, welches Max Weber als Wesen der Diplomatie definiert hat. Das Motto heißt „Multilateralismus“, die Methode muß die geduldige Zusammenarbeit sein. Einen Vorgeschmack davon hat George Bush im Gerangel um die Gorbatschow-Einladung zum Gipfel der „Großen Sieben“ erhalten. Erst war er dagegen, dann hat er sich dem Druck der Europäer gebeugt. Ob Kambodscha oder Äthiopien, ob Nahost oder Nichtverbreitung – Amerika bleibt doppelt gebunden: einmal als Verantwortungsträger, ohne den nichts geht; zum zweiten als Team-Spieler, der ohne die anderen nicht kann.

Dem Temperament Amerikas entspricht solche Kärnerarbeit nicht; historisch hat das Land dem einseitigen Handeln oder der schnöden Abkehr den Vorzug gegeben. Indes scheint die Nation im Golfkrieg gereift zu sein; das zeigt das geschickte Koalitions-

Management sowohl vor als auch nach dem „Hundert-Stunden-Krieg“. Immerhin: Bis auf Syrien durften alle Kriegsteilnehmer in der Parade mitmarschieren; selbst das „neue, wunderbare Gefühl“ wurde internationalisiert.

p d g